

Kann keine Trauer sein

Immer noch prägt das Trauma der NS-Zeit die Familien

In der „Zeitzeugen“-Serie der Süddeutschen Zeitung erschien am 24.4. 2010 der folgende Artikel in einer gekürzten Version. Hier der vollständige Text.

1945 waren die meisten Deutschen überzeugt, sie seien Hitler nur aus Angst und unter Druck gefolgt. Das kleine schlechte Gewissen, das im Hintergrund so großer Begeisterung geblieben war, das Zweifel angemeldet hatte am Sinn dieser geistigen und emotionalen Blähungen, wurde nach 1945 umgedeutet: Eigentlich war der Gegenwille da gewesen. Er hatte sich nur deshalb nicht durchgesetzt, weil die Nazis zwar wenige, aber sehr mächtig, sehr böse waren. Der große, begeisterte Gehorsam, der Jubel angesichts der nationalistischen Phrasen wurden zum Zwang; die kleinen heimlichen Bedenken zur widerständigen inneren Wahrheit, zur unsichtbaren Flagge.

Dieselbe große deutsche Mehrheit, die Hitler als Autorität anerkannt und Gefolgschaft geleistet hatte, litt nach 1945 unter einem inneren Zusammenbruch, der den äußeren überdauerte. Im Wirtschaftswunder wurde er bemäntelt und übertüncht. Die Ausrede, dass Hitler sie verraten und in heilloses Unglück geführt habe, tarnte eigene Verluste an glaubwürdigen inneren Strukturen. Die willige, ja begeisterte Preisgabe des Rechtsstaates ab 1934 wurde im Nachhinein als erzwungene Duldung eines bösen Regimes ausgelegt. Innere Emigrationen wurden fortgeschrieben; es gab bis in die 70er-Jahre einen breiten Konsens, alles ruhen zu lassen, was solchen Selbstmythisierungen widersprach.

So kam es, dass die Emigranten, die auf niederträchtigste Weise enteignet und denunziert worden waren, nach ihrer Rückkehr ein Volk von Opfern vorfanden, das sich nicht an seine begeisterte Anhängerschaft an Hitler als Träger der besten deutschen Werte erinnern konnte. Von der Begeisterung für die Propagandalügen von 1935 wollte niemand mehr etwas wissen; an die Verzweiflung über das Versagen des Führers und seiner wenigen unbelehrbaren Anhänger in der Niederlage erinnerten sich alle.

Unter Traumatisierten

Im Mai 1945 war ich vier Jahre alt geworden. Der Krieg war, das schaute ich den Erwachsenen ab, wie eine Naturgewalt über uns hereingebrochen. In meiner Familie gewann die Überzeugung, dass sich das deutsche Böse vollständig gegen das Böse der Feinde aufhob, ihren Sinn und ihre emotionale Berechtigung daraus, dass mein Vater gefallen war. Der Witwe und uns Halbwaisen konnte niemand den Opferstatus absprechen. Vielleicht erklärt das auch, weshalb ich als Kind nie Hassgefühle gegen den russischen Scharfschützen empfand, der im Januar 1944 meinen Vater getötet hatte, als dieser versuchte, den Rückzug seiner Kompanie aus der Ukraine zu organisieren.

Als 1946 ein Dieb aus unserer Speisekammer in Passau einen Butterklumpen stahl, den wir der

bäuerlichen Verwandtschaft verdanken, erklärte ich pathetisch, dieser Mann sei weit hassenswerter als dieser russische Soldat. Aus Gesprächen in meiner Kindheit kann ich nichts von der Begeisterung meiner Eltern für die Nazi-Partei rekonstruieren.

Meine Mutter hatte Hitler einmal in München gesehen, in einem Braukeller. Sie hielt sie ihn für einen Proleten, ungebildet, wie schon seine Tischmanieren verrieten. Er beherrschte keine Fremdsprache, ganz zu schweigen von Latein oder Griechisch. Man habe gehofft, die Akademiker in den Ministerien würden ihn zur Vernunft bringen. Das alles hörte sich an wie ein kleines Missgeschick. Erschüttert über Millionen Tote schien niemand, aber auch der Tod meines Vaters war eine von Emotionen scheinbar befreite Tatsache. Von Auschwitz wurde nicht gesprochen, wohl aber erheiterten sich meine Großmutter und meine Mutter über die amerikanischen Besatzer, ihre eng geschnittenen Hosen und ihren Hygienefimmel.

Wie spät sich Kindheitsrätsel lösen und wie viel das über den Umgang mit der NS-Zeit sagt, zeigt meine Beziehung zur älteren Schwester meiner Mutter, Tante Maria. Sie war aus mir dunklen Gründen verschwunden, meine Oma sorgte für ihre beiden Töchter. Als Tante Maria zurückkam, war sie sehr blass, sehr ernst und oft wie geistig abwesend. Viel später hat mir meine Mutter erzählt, dass ihre große Schwester und ihr Ehemann beides Tausendprozentige gewesen seien. Nach dem Krieg, im Zusammenhang mit der Scheidung von ihrem Mann und einer erneuten Bekehrung zum katholischen Glauben, war sie monatelang in einem Nervenkrankenhaus gewesen und mit Insulinschocks behandelt worden. An diese Erinnerungen durfte niemand rühren. Später war sie auf eine unfrohe Weise bigott, arbeitete als Lehrerin und starb an einer Immunschwäche, nachdem sie mit fünfundsechzig Jahren pensioniert worden war.

Vielleicht wäre es richtiger, nicht von der Unfähigkeit zur Trauer zu sprechen, wie es Margarete und Alexander Mitscherlich taten, sondern von der Kraft zur Trauer und dem Mangel an dieser Kraft. Ähnlich wie geschiedenen Eheleuten oft die Kraft mangelt, den inneren Zugang zu dem Bild von sich selbst zu finden, das einmal in Liebe und Hoffnung mit verlorenen Partner verbunden war, so hatte auch kaum jemand mehr Zugang zur einstigen Liebe zu Hitlers Reich. Nach 1945 war es den meisten deutschen Soldaten unmöglich, den Dienst in einem destruktiven System nicht zu verdrängen und sich in heimliche Verbitterung zu verlieren, wie wenig ihnen ihre Opfer gedankt wurden.

Die sinnlose und verlustreiche Fortführung eines verlorenen Krieges war den Frontsoldaten früher klar als alle anderen Gruppen der Bevölkerung. Sie verstärkte Empfindungen, von allen Autoritäten im Stich gelassen zu sein und sich ganz allein oder im verschworenen Haufen durchschlagen zu müssen. Die Massenvernichtung der Juden ? in unserem heutigen ethischen Verständnis unendlich problematischer als der Schrecken des Krieges ? beschäftigte die Generation der Frontkämpfer viel weniger als das Ringen um den Sinn oder Unsinn ihrer Taten.

Wenn ich gegenwärtig an meine Nachkriegs-kindheit zurückdenke, entdecke ich wieder neue Qualitäten. Sie haben nicht nur damit zu tun, dass ich wesentlich älter bin. Um eine Situation zu beurteilen, müssen wir nicht nur beachten, was in ihr vorhanden ist, sondern auch, was in ihr fehlt. Als Kind ist man dazu nicht in der Lage. Die Macht der sinnlichen Eindrücke ist für ein Kind fast grenzenlos; die Welt ist so, wie diese Eindrücke es vermitteln; die Menschen in ihr sind die einzigen, die existieren. Die eigene Kindheit wird der Geschichte entrissen. Ich war

lange Zeit überzeugt, dass alle Kinder so sind, so leben, wie ich selbst als Kind gelebt habe. Ich glaubte, meine Kindheit sei kindliches Fühlen schlechthin, nicht zeitbedingtes Fühlen, wie ich auch dachte, meine Jugend sei Jugend schlechthin und habe nichts mit Zeitgeschichte zu schaffen.

Allmählich ist die Einsicht gewachsen, dass meine Kindheit viel tiefer vom Krieg geprägt war, als ich es Zeit wahrnahm. Ich dachte früher, dass ein Grundgefühl allen Kindern eigen ist, wonach die Erwachsenen etwas sind wie freudlose Riesen, die keine Ahnung haben, was im Leben Spaß macht. Heute – und dazu mag meine Erfahrung als Psychoanalytiker beigetragen haben – bin ich überzeugt, dass emotionale Strukturen meiner Kindheit wie Angst, Einsamkeit, Rückzugsneigungen und extrem enge Bindungen an meine Mutter und an meinen zwei Jahre älteren Bruder eine ausgeprägte zeitgeschichtliche Qualität hatten. Sie drückten aus, wie zerstört die Menschen waren, wie berechtigt meine Ängste, wenn irgendwo ein Erwachsener auftauchte, wie realistisch mein Erleben, dass die Erwachsenen keine Ahnung von kindlichen Bedürfnissen haben und es sinnvoll ist, Freuden möglichst konsequent vor ihnen zu verbergen.

„Die Vögel, die am schönsten singen, frisst die Katze zuerst“, das war kein witziges Sprichwort, das meine Großmutter oder Mutter gelegentlich im Mund führten. Es war die Haltung, mit der Erwachsene nach 1945 Kindern begegneten. Nach den Berichten der in Krieg- und Nachkriegszeit Geborenen war es eher die Ausnahme, dass Eltern und Kinder ein persönliches Gespräch führten, aus dem die Geschichte der Eltern für die Kinder verständlich und einfühlbar wurde. Zunächst litten die Kinder unter dieser Leere und Freudlosigkeit, ohne zu erfassen, womit sie zusammenhing. Das änderte sich aber, sobald sie erwachsen wurden und begannen, ihre Eltern kritischer zu sehen. Ich erinnere mich, wie ich in den 70er- und 80er-Jahren als Selbsterfahrungsgruppenleiter und Therapeut diese weit verbreitete Haltung meiner Klienten übernahm und nicht nach Verständnis für die traumatisierten Eltern suchte, sondern sie an der Seite meiner Klientinnen und Klienten entwertete.

Wenn die traumatisierte Generation der in NS-Zeit und Krieg Erwachsenen von ihren herangewachsenen Kindern (aus denen schließlich die 68er wurden) in verschiedenen Schattierungen entwertet, verachtet oder ignoriert wurde, zeigt das auch, dass die Kinder selbst wenig Einfühlung erfahren hatten und dies den Eltern mit gleicher Münze zurückzahlten. Tatsächlich werden in Berichten der Kriegs- und Nachkriegskinder über ihre Väter sadistische Impulse deutlich, die sich gegen die kindlichen Gefühle richten. Ein solcher Soldatenvater beobachtete, wie seine Tochter in der Zeit der Lebensmittelmarken nach dem Krieg drei Scheiben trockenes Brot aß, um die vierte endlich „richtig“ mit der wenigen Wurst bestreichen zu können, die ihr zugeteilt war. Er nahm ihr die aufgesparte Wurst weg, verschlang sie selbst und sagte zu dem weinenden Mädchen: „Du hast drei Scheiben trocken gegessen, da kannst du die vierte auch noch so essen.“

Die traumatisierten Väter unterstellen die eigene Gier und bekämpfen diese durch „pädagogisch“ verordnete Askese, die sie durch erlittene Not rechtfertigen. Dahinter steht der Neid innerlich beeinträchtigter Menschen auf die Glücksfähigkeit, die naive Lust und Zuversicht des Kindes, das noch glauben kann, dass sein Projekt, sich ein Minidrama von Genuss durch Verzicht zu inszenieren, Erfolg haben wird. Die traumatisierten Eltern machten häufig die eigenen Erfahrungen einer böartigen Führung, zum Erziehungsprinzip. Was ihnen geschah,

können sie ihren Kindern gar nicht früh genug vermitteln. Sie meinen, ihnen so die eigenen Erfahrungen, die sie aufgrund ihrer Naivität machen mussten, ersparen zu können. Von ihnen müssen die in Sicherheit aufwachsenden Kinder lernen, den besten Bissen zu verschlingen, ehe ihn jemand wegschnappt. Sie reden sich Sadismen schön. Sie wappnen ihre Kinder gegen die eigene Vergangenheit und geben das als Vorbereitung auf die Zukunft aus.

Es gibt im Leben keine Gerechtigkeit! Die traumatisierten Eltern konnten ihre Kinder nicht ungestört in Frieden und Wohlstand hineinwachsen lassen. Sie bereiteten sie mit subtilen Mahnungen, offenem Druck und persönlichem Vorbild darauf vor, Traumatisierungen vorwegzunehmen und sich auf sie einzustellen. Der Sturz nach dem nationalen Höhenflug hatte die Eltern unvorbereitet getroffen, schockiert und überfordert. Sadistische Gesten sollten jetzt dem Wohl der Kinder dienen, die so dem Leben gewappnet entgentreten würden. In der Nachkriegszeit geborene Patienten erzählen von Vätern, die abwesend waren, weggetreten, „nie da, auch wenn sie da waren“. Für sie ist vielleicht das Fehlen von Spiel, Einfühlung, großen Plänen und bunten Wünschen am eindrücklichsten gewesen, worunter nicht nur die Väter, sondern beide Eltern nach der NS-Zeit litten. Beschrieben werden unfrohe, mürrisch angepasste, an den Nachbarn orientierte Eltern, brave Kirchgänger, die nichts von dem ernst zu nehmen und zu glauben schienen, was sie anderen predigten, die Anpassung und Leistungsorientierung ebenso vorschrieben wie praktizierten, aber ihren Kindern nie so recht vermitteln konnten, wozu das Ganze gut sein sollte.

Wer zwischen 1946 und 1970 zur Schule ging, kann sich in aller Regel an Lehrer erinnern, die sich nach Kräften bemühten, ihren Schülern die eigene, verarmte, zynische Sicht der Welt aufzudrücken. Der verlorene Krieg wurde so wenig erwähnt wie die eigenen Taten in einem Unrechtsstaat. Aber die Härte und der Auslesegedanke des Nationalsozialismus hatten nicht nur im humanistischen Gymnasium überlebt, das ich besuchte. Überall dominierten in den Schulen Lehrer, die auch schon vor 1945 unterrichtet hatten. Sie waren (neben den Ärzten) die eifrigsten Anhänger der NSDAP gewesen; bereits 1935 war ihr ein Drittel des Berufsstandes beigetreten. Während des Krieges waren an den höheren Schulen neunzig Prozent der Schüler und der Lehrer Mitglieder in einer Organisation des Regimes.

Rastlose Arbeit als Traumaabwehr

Es ging nach 1945 nicht mehr um Rasse oder um Nation, aber von einer Orientierung an demokratischen Werten konnte so wenig die Rede sein wie von einem Versuch, das Versprechen einer humanistischen Bildung einzulösen, in der Menschen gefördert und nicht die Spreu vom Weizen getrennt wird. Wer versagte, erwies damit seine Minderwertigkeit? Wer ein Zitat nicht kannte, die Grammatik nicht beherrschte, Schreibfehler machte, war auch als Mensch nichts wert. Als Gymnasiast in Passau musste ich zum Anstandsunterricht, den der Direktor persönlich hielt. Ich ahnte damals nichts davon, welche große Rolle Anstand in Himmlers berüchtigter Rede vor den Vollstreckern seiner Mordbefehle spielt. Mein Vergehen im Jahr 1951: Ich war eine Treppe im Leopoldinum hinuntergesprungen. In diesem Anstandsunterricht wurde nach dem Beruf der Eltern gefragt und unter anderem das Sprichwort zitiert, der Apfel falle nicht weit vom Stamm.

Beobachtungen an schwer traumatisierten Menschen laufen darauf hinaus, dass rastlose Arbeit das beste Mittel ist, quälende Erinnerungen abzuwehren und Gefühle innerer Leere zu

betäuben. Wer arbeitet, kommt nicht auf unpassende Gedanken. Diese Persönlichkeitsveränderungen waren nach 1945 so allgegenwärtig, dass sie nicht weiter auffielen.

Die deutschen Kriegs- und Nachkriegskinder wuchsen in einem Wertevakuum auf, das durch den Rückgriff auf bildungsbürgerliche oder religiöse Traditionen oft auf verwirrende Weise gefüllt wurde. Die Dynamik von Überschätzung und Entwertung findet sich nicht nur im Wechsel der Generationen, sie hat auch typische Haltungen der Eltern gegenüber den in der Kriegs- und Nachkriegszeit geborenen Kindern geprägt:

1. Die Kinder wurden in ihren Möglichkeiten überschätzt und überfordert, die Wunden der Eltern zu heilen und deren seelische Einschränkungen zu kompensieren.
2. Die Eltern waren so sehr mit dem Überleben und dem materiellen Wiederaufbau beschäftigt, dass sie ihre Kinder körperlich versorgten und im Übrigen möglichst wenig von ihnen wissen oder mit ihnen sprechen wollten.

Kinder störten, wenn sie Zeit für so nutzlose Dinge wie Spiel oder Spaß beanspruchten. Sie machten den Eltern Sorgen, weil sie für emotionale Vielfalt, Verletzlichkeit und Offenheit standen, Eigenschaften, die die Abwehr der Eltern bedrohten, heimlichen Neid weckten und von einer Wirklichkeit kündeten, die den Eltern durch die seelischen Verletzungen und die unbewussten Schuldkomplexe verloren gegangen war.